**Zeitschrift:** Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur

**Herausgeber:** Franz Otto Schmid

**Band:** 6 (1911-1912)

Heft: 2

Rubrik: Umschau

## Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

## **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

## Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 15.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

In der geschickten, dem modernen Theater Rechnung tragenden Bearbeistung Hugo von Hoffmannsthals ist das eine unleugbare Berdienst enthalten: die unserem Geschmacke und unserer Kultur fernliegende Bühnenform der Sophokleischen Tragödie so zurechtgerückt zu haben, daß der Geist dieser granitnen Kunst unserer Genußfähigkeit zugänglich wurde. Die Bedeutung des Chores reduzierte er auf sein rein musikalisches Element. Dreimal benutzt er den Chor: am Anfang, in der Mitte und am Schluß. Dreimal schafft der Chor Stimmung, dreimal gibt er Räsonnanz und Orchestrierung der Handlung. Die Tragödie, mit wenigen Beränderungen, steht für sich. Am Tage vor der Aufführung las ich noch einmal Donners übersetzung. Der Wiener Hoffmannsthal ist der Sprachkraft Donners keineswegs gewachsen, aber er hat mit unverkennbarem Bühneninstinkt das Werk für unsere Zeit eingerichtet.

Ein Regisseur Reinhardts unternahm mit Glück und Erfolg die fast uns mögliche Arbeit, in zwei Tagen dreihundert Studenten und Kantonsschüler für das Werk einzudrillen.

Man kann nicht sagen, daß alle Darsteller der Reinhardtschen Truppe auf der unvergleichlichen Höhe Moissis standen, der den Ödipus verkörperte. Das gilt besonders für die Darstellerin der Jokaste, für den Darsteller des Kreon.

Max Reinhardt war vor Jahren ein talentvoller Regisseur, er wurde eine Hoffnung und Erfüllung des Deutschen Theaters, das in seinen hervorzagenden Epochen gelegentlich mehr dem Ausland als dem Inland diente. Bon den modernen Russen ausgehend, wurde Reinhardt auf dem Wege über Shakespeare und Calderon ein Wiedererwecker der antiken tragischen Kunst. Er hat das Recht, nun auch dem Ausland zu zeigen, auf welcher Höhe das Deutsche Theater der Gegenwart steht.



Graphische Kunst. Durch die künstlerissche Revolution der Gegenwart hindurch ringt sich der Glanzpunkt der graphischen Kunst längst vergangener Tage. Heute noch wird es uns schwer, durch die Sintslut der

mechanischen Bervielfältigungsmethoden hindurch uns in jene Zeiten zurückzuverssehen, die den Samen der Schönheit aussausschließlich mit dem Holzschnitt und dem Kupferstich aussäten.

Und doch ist diese Kunst auf uns hersübergekommen. Zwischen zusammenfallensen Mauern schläft der Genius des Kupsersstiches seinen Dornröschenschlaf. Der Impressionismus war es nicht, der ihn zu wecken vermochte. Ihn langweilte seine ruhige, abgeschlossene Vollendung. Er, der es liebte, in den Grenzen der verschiedensten Möglichkeiten zu bleiben, der sein Programm aus dem virtuosen Umgehen von Sindernissen bildete, ermüdete durch die abstrafte Idee des Kupferstiches.

Uns wird sie wieder aufleben, die ershabene Ideenwelt des Aupferstiches. Eine sich hebende Welle der gegenwärtigen Aunst wird ihn wieder an die Oberfläche bringen. Wir bedürfen seiner als Gegengewicht zum Japonismus. Und wir sind erfreut, daß unsere moderne Graphik ihn ankündet, in ihrem puritanisch stahlharten Stil, frei von jeder Dekoration und malerischen Farbenspracht, dessen Wurzeln bis zu den Quellen des Mittelalters zurückreichen.

Die Schöpfer dieses ernsten Stiles, Legros, Strang, Hollrond, entgegen den Rünftlern früherer Zeiten, benüten nicht den icharfen Meißel des Kupferschneiders, um aus der Platte mühsam die Linie der Zeich= nung heraus zu gravieren. Wo ist heute der Künstler, dessen Empfinden so standhaft über die Sarmonie der Linie wachen, der sich der großen geistigen Anstrengung unterziehen murde, die fortwährenden Sindernisse zu befämpfen? Bei dem Künftler un= serer Tage entsteht die fünstlerische Idee sozusagen in fertiger Form, in einem Augenblid der Bertiefung, ihn vielleicht selbst überraschend. Durch eine zielbewußte Methodit würde sein Empfinden zu seelenloser Regelmäßigkeit erstarren - einer Regel= mäßigkeit, den der einheitliche große Glaube des mittelalterlichen Künstlers nicht zeugte.

Deshalb benütt der graphische Künst=

ler unserer Zeit mit Borliebe die Aupferstichnadel. Sie verwundet beim Zeichnen nur die hauchseine Wachsschicht, mit der er die Aupferplatte überzogen. Sie findet auf ihrem Wege kein Hindernis: spielend gleitet sie über die Berschiedenheit der Form. Sie kennzeichnet einmal dies, legt wieder Nachstuck auf das, und niemand kann bemerken, in welchem Augenblick sie ihre Rolle wechselle. Die Leidenschaft drängt sie alle Ausgenblick aus ihrer Richtung — nie wäre der langsame Strich des Kupferschneiders imstande, in gleichem Maße das Gefühl lebendiger Bewegung wiederzugeben.

Deshalb spielt die Linie des Kupferstiches eine solch bedeutsame Rolle. Aus dem Empfinden des Künstlers geboren, wird sie zur suggestiven Vermittlerin. Denn so oft er seines Gegenstandes gedenkt, erzittert die Hand des Künstlers und drängt nach der Linie des Ausdrucks.

Wenn unser Auge die Oberfläche der Radierung durchläuft, so sehen wir das Li= niennet zuden. Bon einer bestimmten Ent= fernung aus betrachtet, vereinigen sich diese wirren Linien zu einem geschlossenen Fled, der desto weicher erscheint, je dichter und regelmäßiger das Liniennet ist. Die Tone des Stiches wirken um so lebendiger, je fräftiger und abwechslungsreicher der schwarze Strich das weiße Papier zerteilt. Das fortgesetzte Entstehen und Bergeben des Glanzes gibt der Radierung ihre maleri= iche Wirkung, macht ihre Schatten durchsich= tig, ihre dunkeln Stellen samtartig, dort, wo im dichtesten Liniennet doch noch ein In Rembrandts weißer Blik erscheint. Stichen vibriert es so mächtig, wie in sei= nen Gemälden selbst. Die Oberfläche ist mit fieberhafter Sand freuz und quer zer= fratt. Wir sehen, wie sich die Nadel be= eilte, ein Plätchen mit einem dunklen Fleck zu beleben, wie sie zögerte, wie sie ungedul=

dig auf ein und demselben Fleck herumstanzte, um dann in fühner Wellenbewegung die fühne Form hinzuzaubern. In diesen Linien pulsiert das Leben so stark, daß eine Bertiesung in ihre Entstehung für uns ein wahres Erlebnis bedeutet.

Eben weil diese Linie der Aussluß des Empfindens des Künstlers ist, weil sie aus der größten Unmittelbarkeit hervorgeht, und der Ausdruck der individuellen Aussausslussellen Das ist, deshalb ist sie keine leere Phrase. Das ist die schönste graphische Darstellung, aus der die Seele die wunderbare Methode der schaffenden Naturkraft ahnt. Sie übernimmt ein Etwas aus der Harmonie ihrer Linien und empfindet das gleiche Streben, nach einem gemeinsamen Ziele fortzusschreiten.

Technisch aber bringt die Radierkunst, die graphische Kunst überhaupt, ihrem Jünsger die ganze Romantik, die ganze Zerstreusung des mittelalterlichen Heimarbeitens. "Der Künstler, der bis zur Linie gelangt ist, hat mit ihr die vollkommene Befriedigung erlangt", sagt Sourien — und es gibt kaum einen Künstler, der sich nicht mit Graphischen Rachlaß hinterlassen hätte.

Auch der Holzschnift ist ein uralter Bertreter der künstlerischen Graphik. Im letzen Jahrzehnt ist auch er wieder zu Ehren gestommen. Befreit von den Haarspaltereien der Anlographie, sucht er in versüngter Form die robuste Araft des Messerholzschnittes wieder zu gewinnen. Den europäischen Stil befruchtete die große Feinheit des japanischen Holzschnittes; er hinderte seine Massigkeit und verlieh seiner Eckigkeit weischere Formen. Seine Linie wurde ein rhythmisch pulsierendes Ornament, und sein Schatten ein zusammengestimmter Farbensaktord.

Auch die Steinzeichnung bereichert die

Graphik mit neuen Möglichkeiten. Bariationen derselben sind die Kreidesteinzeichnung, die Federsteinzeichnung mit schwarzer Zeichnung auf lichter Fläche, und die Asphaltmanier, die ihre Zeichnung von dunklem Grunde abhebt.

Noch viele Methoden besitzt die Grasphik; sie ist infolge der leichten Bervielsälztigungsmöglichkeiten die verbreitetste und fruchtbarste Aunstgattung. Ohne Zweisel wird sie sich immer weitere Areise ersobern. Sie wird auch zu denen gelangen, denen die Aunst nicht mehr reiner Luxus, ein Stempel der Bildung, sondern eine unsversiegbarer Quelle der Freude, Trost, Lesbensbedürsnis ist.

Es ist zwar leichter, ihre sozialkünstlerische Berufung zu erkennen, als die Wege zu bezeichnen, auf welchen sie diesen Zweck würstig und erfolgreich erfüllen kann.

Die große Runst ist ja leider gezwunsen, einzugestehen, daß sie keinen nennenswerten Einfluß auf die Berseinerung des Geschmackes der Masse ausüben kann. Alles, was sie in dieser Beziehung erreichte, ist nur einem indirekten Einfluß zu verdansken. Gerade hier ist es, wo die Rolle der modernen Graphik beginnt, denn sie ist imstande, jeden Reslex der großen Kunst wiesderzugeben. Durch ihre Zugänglichkeit und Billigkeit ist sie in der Lage, das Indivisuelle auch im kleinsten "Ich" zu erwecken.

Großes Unheil hat die an der Malerei zehrende, maschinell vervielfältigende Phostogravüre angestellt: sie gewöhnte das Pusblitum daran, sich mit häufig ganz wertslosen, marktschreierischen Surrogaten zu besgnügen, deren massenhaftes Auftreten an jeder Wand früher oder später eine spleenshafte Gleichgültigkeit gegen die wertvollsten Originale erzeugt. Allzu früh überlebte sich der Farbendruck, deshalb, weil er keine Wärme ausstrahlt.

Dies tritt natürlich bei der Graphit auch dann ein, wenn sie zur Massensabrikation ausartet, wie die deutsche Steinzeichenungspropaganda beweist. Aber in der Graphit ist's eben nur der Stein, dessen susagen unendlich große Abdruckszahl ersmüden könnte.

Die übrigen Techniken, zumal Radierstunst und Holzschnitt, sind bei weitem nicht so fruchtbar. Aber wenn sie auch in mehreren Exemplaren existieren, so strahlt ein jedes ihrer Produkte persönliche Hingabe, individuelles Empfinden aus. Sie sind nicht kongruent, sie gleichen einander wie Geschwister, und wer sie mit dem Sammelnamen "Druck" profaniert, der kennt ihre Genesis nicht.

Man könnte die graphischen Bestrebungen am zutreffendsten als das Erwachen des individuellen Geschmackes bezeichnen. Asthetischer Liberalismus also!

Aber individueller Geschmad und individuelle überzeugung sind heute noch im Entwicklungsstadium begriffen. Sie bleiben ein Ideal, dem wir uns im besten Falle nur nähern können. Aber gerade das verständnisvolle Aufsuchen der Individualität gibt dem Werke des Künstlers Erfolg, seiner Arbeit innern Wert. Und wenn wir von ästhetischer Kultur reden, so können wir nur ein Ziel vor Augen haben: die Ausbildung der verstehenden, unabhängigen, freien Individualität.

Und daran ist die Graphit ihrer Natur nach stark interessiert. Sie ist in erster Li=nie berusen, dem Leben kulturästhetischen Inhalt zu geben. Denn ihre führende Idee ist die bildende Kunst, ihre Technik ist Gewerbekunst, die Möglichkeiten ihrer Entwicklung sind unendlich. Sie wird, das können wir prophezeien, eine ungeahnte Höhe erreichen. Hed wig Correvon

Bürcher Theater. Oper. "Faust" macht bei deutschen Aufführungen leicht einen zwiespältigen Eindruck, weil Darsteller und Zuschauer zu viel an Goethes Drama denken. Es gibt kaum einen an= dern Fall in der Geschichte der Oper, wo die Nachbarschaft eines größern Genies so ge= fährlich wirkt und so oft zu ungerechten Ur= teilen verleitet hätte; man möchte oft wün= ichen, die Kenntnis von Goethes Dichtung wenigstens für die paar Stunden der Aufführung der Oper auslöschen zu können. Glüdlicherweise hat die stoffliche Abhängig= feit des Librettos vom Drama bisweilen auch ihre guten Folgen. In Zürich hat sich dies ereignet. Bor einigen Jahren murde durch Direktor Reuder Goethes "Faust" in neuer stimmungsvoller Infgenierung ber= ausgebracht. Der Erfolg dieses Bersuches ermunterte dazu, nach ähnlichen Prinzipien auch die Einrichtung der Oper umzugestal= ten. Manches wurde direkt herübergenom= men, anderes wenigstens analog arrangiert. Auf die traditionelle Opernschablone wurde dabei teine Rudficht genommen. Die Ganger standen nie mehr da, blog um gu fin= gen; es war alles in Sandlung aufgelöft. In Einzelheiten ging die Regie dabei viel= leicht zu weit; es verträgt sich z. B. kaum mehr mit den Grundsätzen des gesungenen Dramas, wenn Faust seine Arie "Gegrüßt ei mir, o heilige Stätte" in dem gegen den Sintergrund zu gelegenen Zimmer Gret= chens singt, so daß der Zuschauer von dem Gesang nur so viel hört, als durch das nach vorn geöffnete Tenster dringen fann. Aber im allgemeinen war die neue Bearbeitung unzweifelhaft ein Treff; eine besonders glückliche Idee war es, Siebels Arie von den "trauten Blümlein" während des Pflüdens und Wandelns in einem altmodi= ichen Laubgange singen zu lassen. Bor allem aber war es ein entschiedener Fortschritt,

daß die Direktion den Mut hatte, mit der auf Bühnen von der Größe Zürichs unsinnigen Tradition zu brechen und die Balletteinlage im letzten Akte, das sogenannte Bacchanale, zu streichen. In Paris ist dies Tanzdivertissement auch jetzt noch sehr wohl zu genießen; in unsern Verhältnissen kann es zu nichts anderem als zu einer grotesken Parodie werden.

Weniger Erfolg hatte eine Neueinstudierung der "Sugenotten". Diese Oper dürfte man, nachdem sie nicht einmal mehr gieht, unbedentlich im Archiv verfinten lassen. Sie hat ihre Zeit erfüllt, mehr noch sogar als "Robert der Teufel" oder die "Afrikanerin". Sie ist eine in ihrer Art geniale Rombination der verschiedenen äl= tern Opernmanieren; aber rein musikalisch genommen ist sie zu dürftig, als daß sie noch Interesse erweden konnte, nachdem die grobern Effette neuerer Komponisten gegen ihre dramatischen Qualitäten abgestumpft haben. Selbst die Runft, dankbar für die Stimmen zu schreiben, in der Megerbeer beinahe unerreicht dasteht, findet heutzu= tage bei den Sängern wenig Entgegentom= men mehr. Nur die neue Koloratursängerin des hiesigen Theaters, Frl. Eden, fand sich in dem Stile der "Sugenotten" gang zu= recht. - Eine moderne Regie hat in den "Hugenotten" natürlich wenig zu tun. Der Text ist eine eigentliche Infarnation des alten Opernichemas und fann mit feinen Rünsten verjüngt werden. So beschränkte man sich denn bei der Neuinszenierung darauf, ein paar fraftige Striche mehr vorzunehmen, bei denen übrigens auch wertvolle Nummern geopfert wurden.

Man sieht, unsere Oper muß sich mit Werken ältern Datums begnügen. In der Operette steht es kaum anders. Man brachte zwar eine Novität heraus; aber auch die ist ihrem Kerne nach schon zwei Generatios nen alt. Die modernen Operetten-Romponisten scheinen sich nicht einmal mehr die Fähigkeit zu zügigen Walzern zuzutrauen. Glüdlicherweise hat ihnen ein Mitglied der Walzer-Dynastie Strauß, Joseph Strauß (ein jungerer Bruder des Komponisten der "Fledermaus") ben Gefallen getan, icon im Jahre 1870 zu sterben und dadurch seine Werke für das 19. Jahrhundert freizugeben. Ein moderner Wiener Komponist namens Reiterer stellte aus dessen Nachlag eine Reihe Tänze zusammen, instrumentierte sie, ließ sich einen möglichst zusammenhanglosen und stüpiden Text dazu schreiben und gab dem Ganzen nach dem Titel eines Walzers von Joseph Strauß den Namen "Früh= lingsluft". Näher braucht das Werk nicht beschrieben zu werden; ich denke, diese Angaben werden genügen, um einen Begriff von dieser letten Operettennovität zu ge= ben. Immerhin, es leben noch eine Anzahl Leute, die nie genug Tänze aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts hören können; und so mag es dazu kommen, daß die "Frühlingsluft" noch mehrere Aufführungen er= lebt. Im allgemeinen wurde das Opus je= doch ziemlich matt aufgenommen.

- Schauspiel. Während in den früheren Jahren erft am Ende der jeweili= gen Stadttheaterspielzeit die Gastspiele eine Erhöhung des Theaterinteresses brachten, hatte man sich diesmal gleich zu Anfang kei= nen anderen als Max Reinhardt mit dem Ensemble des Deutschen Thea= ters in Berlin verschrieben, deffen epochemachende Ödipus = Aufführung (über die ich an anderem Orte berichte) für Bürich ein Theaterereignis wurde, deffen Eindrucksmächtigkeit auf Jahre hinaus die Erinnerung machhalten wird. Die Figuration der kommenden Saison, die sich auf dem Orgelpunkt dieser gewaltigen Darbie= tung aufbaut, möge nun die so fraftvoll an=

geschlagene Tonart festhalten! Das dürfte nicht nur mein eigener Wunsch sein.

Es ist kein Wunder, daß die übrigen Werke, über die ich zu berichten habe, am Maßstab der Sophokseischen Dichtergröße und Reinhardtscher Regiekunst gemessen, in der Gunst des Publikums und der Kritik zurückstehen. Auch wenn der Autor Arsthur Schnikser heißt.

Nach einem erfindungsarmen, ziemlich geist= losen und schablonenhaften Schwank von Kurt Rüchler, "Sommerfput" betitelt, über def= sen Qualitäten zu reden sich deshalb verbietet. weil keine vorhanden sind, spielte man am 14. September "Den Ruf des Lebens", ein Schauspiel in drei Aften von Arthur Schnikler. Dieses Werk, das seinerzeit sehr schnell vom Spielplan der großen deut= schen Bühnen verschwand und selbst in Wien sich nicht zu halten vermochte, hat auch in Zürich keinen Anklang finden können. Das liegt wohl daran, daß dieses dreiaktige Schauspiel stofflich und formell nicht künst= lerisch durchgeführt ist. Zwar spürt man im ersten Aft, der der beste des Stückes ist, über= all die vornehme Sand Schniklers. Auch im zweiten Aft, im Gespräch des Obersten mit dem Offizier Max, ist der große Künst= Ier am Werke, der uns das unvergängliche bürgerliche Drama "Liebelei" geschenkt hat, und hier und da leuchten im Dialog Formu= lierungen auf, die nur Schnitzler heutzutage prägen fann. Aber auch trot aller sprachlichen Kultur erscheint "Der Ruf des Lebens" eine verfehlte Arbeit. Man höre nur furg den Inhalt: Marie, die Tochter eines alten Obersten, der langsam an Gewissensqualen und förperlichen Leiden dahinsiecht, vergif= tet den Bater, der ihr das Leben trok ihrer aufopfernden Pflege zur Sölle machte, und geht zu dem Geliebten, dem Offizier Mar, den sie auf einem Ball kennen lernte und nimmer vergessen konnte. Mag muß am folgenden Tag mit dem ganzen Regiment in den Tod reiten, weil in dem letten Rrieg das Regiment schimpflich die Flucht erariff - und weil Schnigler es so will! Auch der Offizier Max hat Marie nicht vergessen, aber trogdem ein Liebesverhältnis mit der Gat= tin seines Obersten gepflogen. Marie, die hinter einem Vorhang Zeugin der Abschiedsliebesszene zwischen diesen beiden wird, wird auch Zeugin des kurzen Ge= richtes, das der Oberst über seine untreue Frau hält, der diese im Zimmer Magens er= schießt. Gelbst zur Mörderin geworden an ihrem eigenen Bater, geht Marie über das Opfer eines anderen Mordes hinmeg und feiert ihre Liebesnacht mit dem Offizier Max, der nach der Vereinigung mit Marie Selbstmord begeht. Seelisch verwahrlost, in tiefster Reue verwirrt, steht nun Marie vor ber Zufunft, innerlich einsam und verödet, wie vor einem grauenvollen Rätsel. Schließ= lich will sie auf den Rat eines menschen= freundlichen Arztes als Krankenpflegerin in den Krieg ziehen.

Wenn man den Stoff Schniglers in sei= nen nadten Tatsachen durchdenkt, mutet er in der Haupthandlung wie eine ganz üble Hintertreppengeschichte an, während er in der Nebenhandlung unwahr, erfünstelt oder interesselos wirkt. Der Dichter hat nur wenig getan, um diese Eindrücke zu mildern. Während in der "Komtesse Mizzi" die pein= liche Materie formell so wundervoll geadelt ist, menschlich sympathisch geläutert er= scheint, vermag hier der Wiener Menschen= fenner keinesfalls zu überzeugen. Wo bleibt das Mitgefühl für eine Frau, die ihren Bater mordet, um eine Liebesnacht zu feiern? Und wenn der individuelle Einzelfall mög= lich, wo bleibt die menschliche Berständlich= feit dafür, daß eine in Liebe Glühende, die hinter dem Vorhang die Nebenbuhlerin belauscht, über einen erneuten Mord hinschreitend,

in diesem Augenblicke noch einen Gedanken an Leidenschaft hegt? Und wenn dies trokdem alles möglich, hat sich der Dichter mit der Aufrollung dieses krassen Einzelfalles nicht um die Ba= sis jeder Theaterwirkung dadurch gebracht, daß er seiner Seldin den letten Rest unserer Sympathie entzog? Der dritte Aft ent= gleitet dem logischen Dramatiker Schnigler vollends. Aus der realen Gegenständlich= feit werden wir in eine Art Ibsensche Un= deutlichkeit oder Bieldeutigkeit hineinge= führt, die fraftlos, verschwommen wirft und stilistisch eine unverzeihliche Entgleisung bedeutet. Anerkennenswert ist auch in diesem Werke Schniklers eine ausgezeichnete Charakteristik: von Mariens Vater, dem Obersten und dem menschlichen Arzte Doktor Schindler, der wie die Stimme Schniglers felbst im ersten und letten Afte ist. In der Burcher Aufführung schuf herr Emil Moser Mariens Bater, herr Rolf Praich gab treffend den Offizier Albrecht, den Freund Magens, und herr Paul Mary verkörperte den Doktor Schindler mit menschlicher seelung.

Frang Molnar, der Berfaffer des vielgespielten "Teufels", ein anderer Autor aus der Doppelmonarchie, der durch seine bramatischen Sittenbilder in Feuilleton= form auch anderwärts schon Anerkennung gefunden hat und verdient, wartete in einer liebevoll vorbereiteten Aufführung Pfauentheaters mit seinem neuesten Werke, einer Romödie in drei Aften, die "Der Leibgardist" heißt, einem zahlreich versam= melten Publikum auf, das sich offenbar gang vortrefflich amufierte. 3mar ift ber Titel "Komödie", ber uns für eine strenge Runstform gilt, ein wenig zu anspruchs= voll für diesen "Leibgardisten", der eigent= lich nur eine Komödie darbietet in dem Sinne, wie wir den Ausdrud im täglichen Leben gebrauchen. Molnar ist auf den lusti=

gen Einfall gekommen, einen eifersüchtigen Schauspieler die Rolle des Liebhabers seiner Frau selbst spielen zu lassen. Das glückt auch dem Schauspieler. Am Schluß bekommt er aber selbst die Schellenkappe auf und wird von seiner in Liebesaffären so sehr gewiegten Frau mit der Pritsche geschlagen. In dem Augenblick nämlich, als er als Offizier der kaiserlichen Leibgarde, den er so vortrefflich zu mimen glaubte, sich zu erkennen gibt, lacht ihn sein Weib, die schnell Gesaßte und allen Situationen Gewachsene, lustig aus, indem sie dem Ehemann vorspiegelt, daß sie selbst nur Theater gemacht habe, weil sie den Gatten auf den ersten Blick erkannte.

Findet man sich mit der Unmöglichkeit getrost ab, daß eine Frau ihren Mann, auch in der besten Bermummung, nicht erkennen soll, so ist man einer fröhlichen Unterhal= tung bei diesem Leibgardisten gewiß. Frei= lich ist auch dann noch lange nicht alles in diesem Spiele dramatisch gelöst; denn die erbarmungswürdige Kigur, die in dem Stude ein Kritifer spielen muß, ber jahrelang erfolglos die Gattin des Schauspielers anschmachtete, ist nur badurch möglich, daß Molnar an Stelle einer Wand oder eines überflüssigen Möbelstückes einen Menschen brauchte, an den der eifersüchtige Schauspie= ler alles, was er zu sagen hat, hinreden Bemerkenswert neben der vortreff= muk. lichen Charakteristik des Schauspielerehe= paares ist der durchaus neuartige Spiel= rahmen des zweiten Aktes, der in einer Borstellung der "Bohème" spielt. Die Szene stellt eine Loge dar, durch deren Öffnung man in den großen Theaterraum, der im Sintergrund gedacht ist, hineinblickt. Thoma hatte seinerzeit in seinem einaktigen Schwank "Erster Alasse" ein Eisenbahnkuppee als Schauplat gewählt. Während bei Thoma die Illusion des Eisenbahnzuges nicht zu erschaffen war, ge= lang hier dem Theatermaler Albert Isler die Bortäuschung einer Loge im Theater vollsfommen. Frau Annie Reiters Forst war mit der Partie der Schauspielerin in ihrem Fahrwasser. In der Rolle des Schauspielers bestätigte Herr Perch Stied aden guten Eindruck, den er schon bei der ersten Borstellung als Petrucchio gemacht hatte. Ich freue mich, daß unser Theater einen Bonvivant besitzt, der so nachdenklich eine Rolle ausgestaltet und so lebensähnlich zu verkörpern versteht. Die Regie sührte der neue Regisseur, Herr Revn, mit Fleiß und Umsicht.

Carl Friedrich Wiegand Berner Stadttheater. Oper. Die letten Aufführungen großer Opern konnten den guten Eindruck des Saisonanfangs nur vollauf beftarten. "Samson und Dalila" und "Fidelio" lieferten den Beweis, daß man diesen Winter wieder mit guten Erwartungen sich ins Theater begeben kann, daß man den Be= such in jeder Sinsicht nur warm empfehlen fann. Die neu engagierten Rräfte verbanten wir jest durchgehend einer äußerst glücklichen Sand. Es sind meist nicht ausgereifte fertige Bühnenerscheinungen, es sind Werdende aber auch Wachsende, und das ist für ein Theater unseres Ranges stets vorzuziehen. Mit besonderem Vergnügen erinnern wir uns des "Fidelio", der auf unserer Bühne seit Jahren nicht mehr mit solcher wahren Freude gehört werden konnte. Die ganze Darstellung hielt sich auf sehr achtbarer Sohe, und was den guten Eindruck noch bestärkte, war der Um= ftand, daß nicht nur rein und ichon gesungen wurde, sondern daß auch allgemein ein ernstes Bestreben sich fund tat, das Beste zu bieten; daß alle ihre Aufgabe mit Einsetzen ihrer ganzen Kraft durchführten im Bewußtsein, das größte Werk der Opernliteratur wiederzu= geben, mit dem ersichtlichen Respect vor dem bedeutenden Kunstwerk, der so unendlich wohl= tuend auch dem Hörer sich mitteilt. Alle

zeigten das Bestreben, das gewaltige Werk zur vollen Geltung zu bringen, mit Sintan= setzung ihrer eigenen Personlichkeit, und gerade dadurch erwedten sie das Zutrauen zu ihrer ernsthaften Rünstlerschaft, die Soffnung, daß uns noch viele und schone Genuffe in Aussicht stehen. Vor allem denken wir dabei an Frl. Lisken, die sich mit ihrem Fidelio aufs vorteilhafteste einführte. Man ging ber Darstellung nach den Erfahrungen des letten Jahres mit großer banger Sorge entgegen und sah sich angenehm überrascht, gerade das Gegenteil von der lettjährigen Darstellung zu finden. Frl. Listen ist noch am Anfang ihrer Laufbahn. In vielem, besonders in ihrem Spiel, macht sich noch eine gewisse ängstliche Befangenheit geltend, sie weiß nicht immer, was sie mit ihren Armen anfangen soll, muß sich in den hohen Lagen noch vor dem Forcieren in Acht nehmen, daß sie ihrer schönen Stimme nicht Abbruch tut; aber als Sängerin machte fie den denkbar gunftigften Gindrud. Ihre Mittellage ift von einer glanzvollen Wärme, zeugt von tüchtiger Schulung und hat einen angenehmen klaren Anjag, der eben so mohl= tuend berührt, wie die tadellose Reinheit und Sicherheit. Die Künstlerin hat mit ihrem Kidelio große Hoffnungen erweckt, mögen sie sich alle bewahrheiten.

Ebenso günstig hat sich als Dalila Frl. Dannenberg als hochdramatische Sängerin eingeführt. Glänzende Stimmittel vereinigen sich mit großer Darstellungskunst — allerdings stellt diese Rolle in fünstlerischer Hinsicht nicht so schwerwiegende Anforderungen wie Fidelio. Die Sängerin zeigte oft packende Womente, die Erinnerungen an unsere erste, leider lang vergessene Zeit wecken konnte, da Frau Guszalewicz noch unsere Primadonna war. Auch in dieser Darstellung war es aber besonders wieder die ausgeglichene Einheitlichkeit des Ensembles, was den günstigsten Eindruck hervorrief. Denn auch die andern Partien

waren sehr gut besett. herr Rrause als Samson ichien neben dieser würdigen Part= nerin zu wachsen. Seine Stimme klang reiner und ausgeglichener als letten Winter; sein Spiel war intelligent und gut wie stets. Eine wichtige Kraft scheint unser Theater auch an Herrn Max Joslewitz gewonnen zu haben, der sowohl in der Oper von Saint Saëns als Hebräer, wie in Fidelio als Rocco durch icone Stimme und Darstellung auffiel, und von dem wir sicher noch etwas Gutes erwarten dürfen. über den Mangel an Routine hilft auch bei herrn Gibson ein ernsthaftes Streben und eine icone fünftlerisch durch= gebildete Stimme weg, und welches von beiden uns lieber ist, brauchen wir wohl nicht hervorzuheben. Mit der schweren und nicht dankbaren — im landläufigen Sinn — Rolle des Klorestan suchte herr Reißer mit ehr= lichem Bemühen fertig zu werden. Bermochte er auch nicht die Höhe der Leonore zu er= reichen, so war doch seine Leistung eine acht= bare und befriedigende. In beiden Borftel= lungen trug auch der Chor durch redliches Bestreben das Seine zum Gelingen bei. So darf man sich wirklich freuen auf all das, was uns für diese Saison noch zugesagt ist.

Auch für das Schauspielpersonal gab es eine Art Prüfstein in der Aufführung des "Fiesco". Das Ergebnis war nicht ganz so befriedigend wie bei der Oper. Gerade was hier so mobituend wirft, mangelte dem Schauspiel, die Ausgeglichenheit. Neben wirklich schönen und gelungenen Momenten standen Szenen, die dem Dichter nicht gerecht wurden, die wunderbare dramatische Kraft dieses Muster= dramas — das für uns neben "Don Carlos" einen unerreichten Söhepunkt der Büh= nenkunft bedeutet — keineswegs zum Aus= druck brachten. Aber auch hier erfreute der sichtliche Ernst, mit der die Darsteller und besonders die Regie an ihre Aufgabe gegangen maren. Diese lag in der hand Butschers,

der auch als Verrina die beste Leistung bot. Neben ihm war vor allen auch Herr Kauer als Mohr durch sein intelligentes und verständnisvolles Spiel bemerkenswert. Ist Fiesco auch ein Jugendwerk, so stellt es doch gerade an die geistigen Fähigkeiten der Schausspieler sehr große Anforderungen. Da verslagten die meisten und stellten uns statt lebendiger Menschen — eben Schauspieler auf die Bühne. Herr Derzbach bot eine recht gut ausgearbeitete Leistung; doch deckte sie sich für unser Gefühl keineswegs mit Schillers Fiesco. Schiller ist eben nicht so leicht, trozdem er auf den Bänken des Untersymnasiums "erledigt" zu werden pflegt.

Bloeich

Bajler Musikleben. Allem Anschein nach wird dieser Winter reich an musikalischen Erslebnissen werden. Der Basler Gesangverein rüstet sich zu einer französischen Aufführung der "Béatitudes" von César Frank; die Programme der Allgemeinen Musikgesellschaft weisen eine glückliche Verknüpfung alten und neuen Geistes auf.

Ja, dieser neue Geist, er drang in Basel nicht widerstandslos ein. Gibt es doch unter den Baslern welche, die mit der nur ihnen eigentümlichen Polemik selbst den Werken der Kunst gegenübertreten. Wahrlich, die Etstase, die in den Werken mit und seit Wagner so oft zu außerordentlichen Aus= drudsmitteln greift, findet hier nicht immer das ermünschte Echo. Ich erinnere nur an die IX. Sinfonie von Brudner, an "Sea-drift" von Delius. Der Basler echt konservative Geist, der dem Umsturz irgendwelcher Dinge zunächst mit Migtrauen begegnet, fühlt sich so gang wohl nur bei der magvoll plastischen Dialektik der klassischen Sinfonien und Quar= tette. Ich sage "echt" konservativ und darum achtungswert - und in vielem haben sie ge= wiß recht.

Interessant ist, daß inmitten dieser reifen

klassischen Tradition ein für das Neue und Neueste leidenschaftlich erglühter Musiker den Stab schwingt — Hermann Suter. Daß da gelegentlich die Gegensätze auseinander prallen, ist unvermeidlich; dochscheinen bis jetzt beide Teile von einander profitiert zu haben.

Berr Adolf Samm veranstaltete bereits im Münfter einige seiner musikalischen Abend= feiern. Er ist sicher einer der bedeutendsten modernen Organisten, ausgezeichnet durch un= trüglich feinen Geschmad und durch fühne Technik. Bach, Reger, Frank, List enträtselt er gleicherweise. Bon seinen Solisten waren u. a. erwähnenswert Frau Adèle Bloesch= Stöder und Frl. Lydia Barblan. Frau Bloefch bescherte uns die Sonate in E-Moll von Reger (Biolinfolo), deren erster Sat elegi= icher Schönheit voll ist und beren zweiter einen Bachichen Rhythmus interessant weiter= spinnt. Die Geigerin entzückte durch Reinheit und Suge des Tones und täuschte durch musikalisch belebte Vortragsweise selbst über die Schwächen der beiden letten Sätze hinmeg.

Frl. Barblan führte sich durch Beherrschung des ältern Kunstgesangs in Arien von Pergolese und Bach vielversprechend in Basel ein.

Das Basler Münster ist ein stolzer, prächtiger Bau — das Theater hingegen genügt nur bescheideneren Ansprüchen. Die Bühne ist klein, im Zuschauerraum finden sich viele unbequeme und unakustische Plätze. Schade um den Eiser, mit dem dort gearbeitet und um das Interesse, das in den letzten Jahren dem Opernwesen entgegengebracht wird. Für diesmal sei nur noch mitgeteilt, daß viel neues in Aussicht steht, worunter endlich Hans Hubers "Simplicius" und — vielleicht — Wagners "Tristan".

Rarl Beinrich David

Zürcher Kunstleben. Sehr viel Rühmenswertes ist von der Septemberserie des Kunsthauses nicht zu berichten. Die 55 Arbeiten der 20 in ihr zur

Ausstellung gelangenden Solländer zeigen nur, daß es gegenwärtig mit der niederlän= dischen Malerei ebenso gut oder schlecht be= stellt ist, wie mit der andrer Nationen, wenn nicht noch schlimmer. Jzraëls ist tot, und der genial=naive Bincent van Gogh, von dem wir einige superiore Proben hier haben, lebt auch nicht mehr. Jan Too= rop aber, deffen hervorragendes Können wir vor nicht zu langer Zeit in umfassend= ster Weise zu bewundern die Gelegenheit hat= ten, beschränkt sich auf bereits Gesehenes oder auf belanglose Kleinigkeiten neueren oder älteren Datums. — In Motiven, Kom= position und Ausführung unter seinem Ein= flusse stehend, malt C. A. van Affen = delft Landschaften und Figürliches, denen ein gewisses Geschick nicht abzusprechen ist. Ebenso weiß auch Jan Sense die von Toorop übernommenen Richtlinien in inm= pathischer Weise in feinen Zeichnungen zu verwerten. Kleine tonfeine Bildchen, in der Art der alten Niederländer liefern: 3a= cob und Willem Maris, S. A. van Daalhof und W. C. Rip, frische Natur= ausschnitte N. Bastert, Th. de Bod und C. Roppenol, während Biet Mondriaan in sinnlos-erzentrischen Rledfereien, J. A. Bandleven in uner= freulich trüben und reizlosen landschaftlichen Bersuchen sich Genüge tut. Schon besser ist es mit dem Belgier Edgard Farainn bestellt, der in Stüden wie der weitflächi= gen Landschaft mit den "Netflickerinnen" und der Fischergruppe "Am Quai" eine son= nige Farbigfeit entwickelt, bei längerem Betrachten indes matt und langweilig wirft. Da weiß R. W. von Frenhold in Te= ningen ein gang anders freudiges und leidenschaftliches Farbenleben zu entwickeln, sowohl in seinen blau und violett und rot bevorzugenden, in festlich lodernder Farbig= feit prangenden, fompositionell wie folori=

stisch gleich vollendeten Stilleben, wie auch in den prächtig farbigen und humoristi= schen Entwürfen zu seinem originellen "Sa= senbuch". Gleich ihnen zeigen auch die fi= gürlichen Arbeiten Karl Hofers in Baris einen ungewöhnlichen Farbenfinn, dem ber Künstler leider durchwegs die Form seiner Gebilde aufopfert, wodurch ihr ästhe= tischer Genuß erheblich beeinträchtigt wird. Wir fonnen uns nicht erinnern, in Zeich= nung und Form je Unbeholfeneres, Rind= licheres gesehen zu haben, ebensowenig wie wir der abschredend grausigen "Berspottung Christi" etwas Ahnliches zur Seite zu stellen vermöchten. Wenn wir dem Künstler trotdem unsere Bewunderung nicht versagen fönnen, so trägt baran seine monumentale, in Ion und Form gleich große und einheit= liche "Grablegung" die Schuld, die für die Zukunft dieses Cézanne-Schülers volle Gewähr bietet. Ein fröhlich-kindisches Treiben entwickelt sich auf den humor= und licht= vollen Lithographien und Radierungen des Prof. Bruno Beroug : Leipzig ihren lustigen Kinderakten. Fein und deli= fat geben sich einige weibliche Bildnisse Walter von Rudteschells, in Stim= mung und Ion ihren Solsichnitten verwandt die Pastell= und Temperalandschaf= ten Rosa Pauls in Schweinfurt. Unter den Bildern Franz Elmigers (Ermen= fee) und Ernst Sodels (Lugern) treten die breit und saftig und sicher gestalteten

Tierstücke besonders hervor. Tüchtige Leistungen sind auch des lettern Winterland= schaften, klare und plastische Naturaus= schnitte von gesunder Farbigkeit, neben denen die schwärzlichen Bildnisse des Künstlers naturgemäß abfallen muffen. Erfreuliche Fortschritte sind bei dem Zürcher Ra= phael de Grada zu verzeichnen, deffen fraft= und saftvolle Pinselführung sich in einer stattlichen Anzahl schöner Landschaften aufs trefflichste dokumentiert. Daß 3. C. Raufmann ein vorzüglicher Zeichner ist, dürfte bekannt sein. Außer seinen Tier= und figurlichen Studien verdient indeß auch ein großes, meisterlich gestaltetes Vierge= spann Erwähnung. Der Erlenbacher Au= gust Babberger unternimmt es mit bemerkenswertem Geschick, doch ohne allzu große Originalität und Phantasie, den Barallelismus und die Eurhythmie Hodlers, in erster Linie die Figurenwelt seiner "Beiligen Stunde", seiner "Nacht" und seines "Tages" in die Radierung zu übersetzen ("Ein Tag", zwei Inklen von je sieben Radierungen). Albert Fren macht seinem Farbenempfinden in hübschen kleinen Studien Luft. Emil Schulze bietet eine stimmungsvolle, deforativ geschaute Land= schaft und ein delikates Blumenstüd, und Walter Lilie versucht, in den Bahnen Affeltrangers, mit Glück, zu einem neuen, farbigeren Landschaftsstil zu gelangen.

Dr. S. Martus



Sans Sachsens ausgewählte Werke. Insel-Berlag, Leipzig.

Es war bisher für den Laien fast un=

möglich, diesen genialen Nürnberger Schuhmacher und Poeten kennen zu lernen, weil seine Werke nur in einer zahllose Bände